

Rahel Träger

SOPHIE

Königin der Farben

Adonia

Hörspiel-CD in Schweizer Mundart



Sophie – Königin vo de Farbe

- *Ab 8 Jahren*
- *Adonia Verlag, CH-Brittinau, E85091*

© Adonia Verlag, CH-4805 Brittinau
www.adonia.ch

Lektorat: Adonia Verlag
Satz: David Hollenstein
Coverbilder: [istockphoto.com/NataliaHubbert](https://www.istockphoto.com/NataliaHubbert) und Vaskoni

ISBN 978-3-03783-108-3

Die Autorin

Rahel Träger, geboren im dritten Drittel des letzten Jahrhunderts, mit Ehemann und drei Kindern am Waldrand zu Hause, Träumerin, Bücher-, Natur- und Süßigkeitenliebhaberin. Ihr erstes Kinderbuch hieß «Rikki und der Schatz der Löwen».

Inhalt

Erste Begegnung	5
Aller unguuten Dinge sind drei	14
Von Vanilleduft überwältigt	25
Ein maximal blöder Streit	39
Der Detektivklub	51
Ein seltsames Experiment	61
Ein schlimmer Verdacht	71
Maximal ungeschickt	83
Ronjas verrückte Idee und ein neuer Verdacht	96
Halbzeit	105
Von Farben und Verdächtigungen	115
Heimliche Razzia	125
Ein neuer Plan	133
Ein Hinterhalt für den Dieb	143
Solosänger und Spinnenflüsterer	154
Der Deal	165
In der Falle	174
Durchsichtige Farben	187
Die Farben des Meisterkünstlers	196
Gespenster im Morgengrauen	206
Die Zeit rennt davon	218
Ein erstaunlicher Fund	228
Die Spur des Diebes	237
Entlarvt	245
Der letzte Tag	255

Erste Begegnung

Ich wusste, dass sie sich verspäten würden! Das taten sie immer. Dabei sollten sie längst wissen, dass ich das nicht ausstehen konnte. Nun saß ich schon seit einer halben Ewigkeit auf dieser Bank beim Bahnhof und wartete. Auf meine Eltern. Vermutlich mussten sie noch ‹gaaanz dringend› ein paar Gemüse-Häppchen irgendwohin liefern. Oder bei einem Bauern knackig-frische Karotten abholen. So lief es ständig.

Es war Abend und ich war müde. Ich überlegte mir gerade, ob ich vielleicht hier würde übernachten müssen, als etwas gegen die Bank klackerte und jemand sich ächzend neben mich setzte.

«Na, Ferien?», fragte eine Jungenstimme.

«Ja», sagte ich und zog meinen kleinen Rollkoffer näher zu mir.

«Ich auch», antwortete der Junge und seufzte tief.

Mehr aus Höflichkeit als aus Interesse entgegnete ich: «Du freust dich nicht?»

Der Junge stieß ein lustloses Lachen aus. «Ich wünschte, diese Ferien wären schon vorüber.»

Das klang wirklich alles andere als begeistert und ich stellte mir gleich verschiedenste Schreckensszenarien vor, die diesem Jungen in den Ferien bevorstehen könnten: Unkrautjäten im heimischen Garten, Angelferien mit verrückten Verwandten, Steineklöpfen in Sibirien ... Die Aussicht auf mein Ferienprogramm ließ mich auch nicht in Jubelschreie ausbrechen, aber deswegen gleich die Fe-

rien wegzuwünschen, das wäre mir niemals in den Sinn gekommen. Eine Weile schwiegen wir beide, doch dann siegte meine Neugier.

«Was hast du denn Furchtbares vor?»

«Ach», brummte der Junge, «eigentlich sollte ich ja zu meinem Vater gehen, aber der hat wie üblich keine Zeit. Deshalb hat er mich auf einem Sportcamp angemeldet. Das wäre ja noch ganz okay gewesen. Doch das kann ich jetzt natürlich vergessen.» Wieder klackerte es neben mir. Ob dieses Geräusch die Erklärung war, weshalb er das Sportcamp vergessen konnte? Ich nickte leicht und hoffte, das würde als Antwort genügen.

«Stattdessen muss ich nun in ein Musikcamp!», fügte er hinzu. Das Wort «Musikcamp» schien eher «Straflager» zu bedeuten. So ein Zufall! Meine Eltern hatten mich für diese Ferien ebenfalls auf einer Musikfreizeit angemeldet, die von irgendeiner Kirche in unserer Stadt veranstaltet wurde. Ein bisschen konnte ich dem fremden Jungen neben mir nachfühlen. Auch ich war nicht wirklich begeistert darüber. Eine Woche lang nur singen, das hörte sich eindeutig nach viel Langeweile an.

«Und du übst wohl schon für das Leben am Sandstrand», bemerkte der Junge. Ich hörte ganz genau, dass er dabei frech grinste. Während ich noch überlegte, wie er wohl auf diese Idee kam, fuhr er fort: «Oder träumst du davon, ein Hollywood-Star zu sein?» Ich kapierte immer noch nicht, was er meinte. Anscheinend hatte der Junge es darauf angelegt, mit mir einen Streit anzufangen. Seine Stimme klang richtig provozierend. Na, das konnte ich auch!

«Klar», sagte ich extra hochnäsiger. Da meine Eltern mich

dermaßen lange warten ließen, war ich nun gerade in der richtigen Stimmung für einen kleinen Streit. «Möchtest du ein Autogramm?»

«Nein, danke», meinte der Junge, «mit dieser dunkeln Brille kannst du sicher nicht mal erkennen, was du schreibst. Du würdest mir nur das Blatt Papier ruinieren.» Er lachte laut über seinen ach so gelungenen Witz.

Diese Antwort war so frech, dass es mir für einen Moment die Sprache verschlug. Aber immerhin verstand ich nun seine vorherigen Bemerkungen. Wie immer trug ich nämlich meine Sonnenbrille.

«Musst ja nicht gleich beleidigt sein», meinte der Junge immer noch lachend. «Man trifft schließlich nicht jeden Abend ein hübsches Mädchen mit dunkeln Gläsern vor den Augen. Du musst zugeben, dass es nicht üblich ist, nach Sonnenuntergang mit Sonnenbrille unterwegs zu sein.»

Erneutes Grinsen. Ich wusste nicht, was ich von diesem Typen halten sollte.

Bevor ich etwas entgegnen konnte, schallte eine hohe Stimme über den Bahnsteig. «Soophiiiiie!» Das war meine Mutter. Endlich!

Ich stand auf und griff nach meinem Rollkoffer. «Ich muss los. Hollywood ruft! Tschüss.»

Der Junge grummelte Worte, die ich nicht verstand, dazu erklang wieder das Klackern, dann sagte er: «Tschüss.»

Zögernd ging ich einen Schritt in die Richtung, aus der Mamas Stimme gekommen war. Mein Stolz ließ es nicht zu, dass ich vor diesem fremden Jungen meinen Blindenstock aus der Jackentasche nahm. Ich konnte nur hoffen, dass ich nicht gegen das nächstbeste Hindernis lief. Das wäre

eindeutig zu peinlich gewesen. Ich horchte auf die vielen vorübereilenden Schritte und versuchte, meinen Weg einzuschätzen. Bereits nach wenigen Sekunden hatte Mama mich erreicht und drückte mich fest an sich. Dann schob sie mich etwas von sich und ich wusste, dass sie mich von oben bis unten musterte.

«Gut siehst du aus», sagte sie mit einem Lächeln in der Stimme und schloss mich erneut in die Arme. Danach hängte sie sich bei mir ein und wir gingen gemeinsam zum Auto. Während der Heimfahrt stellte sie mir tausend Fragen oder vielleicht eher zehntausend, gut, möglicherweise auch nur ein Dutzend. Sie wollte alles wissen, aber auch wirklich alles. Angefangen von «wie geht es dir?» (gut) über «hat Frau Zeller immer noch diese seltsame Frisur?» (keine Ahnung, ich seh' sie ja nicht und betatsche ganz bestimmt nicht ihren Kopf) bis «wie war das Essen?» (na ja).

Als ich die Haustür öffnete, roch ich als Erstes den Duft gebackener Äpfel. Papa hatte einen Apfelkuchen gemacht! Ich ließ meinen Koffer im Eingang stehen, ging vier Schritte vorwärts bis zum Schuhschrank, strich mit der Hand daran entlang und wandte mich dann nach rechts zur Küchentür. Auf halbem Weg blieb ich stehen. Durch den Apfelkuchenduft hindurch konnte ich Papas Geruch wahrnehmen. Vermutlich stand er neben mir und beobachtete mich.

«Hallo Papa!», rief ich und wurde gleich darauf von zwei starken Armen gepackt und fast zerdrückt.

«Hallo, meine Kleine.» Er zerzauste meine Haare und wirbelte mich einmal im Kreis herum. Das war seine übliche Begrüßung. Und wie immer protestierte ich, obwohl ich absolut nichts dagegen hatte.

«Krieg' ich ein Stück Apfelkuchen?», bat ich und marschierte Richtung Küche. Beziehungsweise in die Richtung, in der ich die Küche nach Papas Herumgewirbel vermutete. Prompt stolperte ich über irgendein dämliches Hindernis und knallte Sekunden später gegen ein Möbel, vermutlich das Schuhregal. Papa eilte herbei und stellte mich wieder auf die Beine. Als könnte ich das nicht allein! Und Mama begann zu schimpfen.

«Du weißt doch, dass du keine Dinge rumstehen lassen sollst! Was macht denn dieser Sack Äpfel hier? Sophie hätte sich das Genick brechen können!»

Papa murmelte eine unverständliche Antwort, ging dann mit mir zusammen in die Küche und stellte ein lecker duftendes Stück Apfelkuchen vor mich hin. Während Mama meinem Vater immer noch Vorwürfe machte und Papa sich mehrmals bei mir entschuldigte, stopfte ich den Kuchen schweigend in mich hinein.

Ich war nun seit über einem Jahr blind und meine Eltern hatten sich immer noch nicht dran gewöhnt. Na, ich konnte es ihnen nicht verdenken. Manchmal konnte ich selber gar nicht glauben, dass ich nun wirklich für den Rest meines Lebens nie mehr auch nur den klitzekleinsten Sonnenstrahl würde sehen können. Ab und zu erwachte ich morgens nach einem besonders farbigen Traum und hatte ganz vergessen, dass meine Augen ihren Job nicht mehr taten.

Dadurch, dass ich in einem Internat für blinde und sehbehinderte Schüler lebte, fiel es meinen Eltern natürlich doppelt schwer, sich daran zu gewöhnen. Trotzdem wünschte ich mir, sie würden nicht jedes Mal so eine große und wichtige Sache aus meiner Blindheit machen. Und im

Übrigen war ich noch nie jemandem begegnet, der gestorben wäre, nur weil er über einen Sack mit Äpfeln gestolpert war!

Als ich wenig später im Bett lag, purzelten die verschiedensten Gedanken in meinem Kopf herum. Einschlafen konnte ich nicht, obwohl ich total müde war. Morgen schon begann das Musikcamp. Mir blieb also nicht viel Zeit zu Hause. Ich schlug die Decke zurück, stand auf und tapste leise zu meinem Schreibtisch hinüber.

Früher, vor meinem Unfall, war mein Schreibtisch Sammelpplatz für alle möglichen Besitztümer gewesen. Klamotten, Bücher und Schulhefte, Schreibzeug, Gummibärchen und natürlich meine geliebten Malsachen. Alles hatte wild durcheinander Platz gefunden. Meine Devise war gewesen: Wer Ordnung liebt, ist nur zu faul zum Suchen. Seit ich blind war, konnte ich mir Unordnung nicht mehr erlauben. Deshalb war nun die Schreibtischplatte nahezu leer. Aus lauter Gewohnheit tastete ich nach meiner Skizzenmappe. Wo war sie? Langsam fuhr ich mit meinen Händen über die Tischplatte, um ja nicht versehentlich irgendwas hinunterzuwerfen. Hier war sie nicht, musste ich schließlich feststellen. Vermutlich hatte meine Mutter sie weggeräumt.

Meine Skizzenmappe war früher, in meinem sehenden Leben, mein wertvollster Besitz gewesen. Ich hatte sie überallhin mitgeschleppt. Mit klopfendem Herz durchsuchte ich die Schubladen meines Schreibtisches und fand die Mappe endlich in der untersten. Einen Augenblick lang presste ich sie an mich, bis sich mein Herzschlag wieder etwas beruhigte, dann klappte ich sie auf.

Manche der Zeichnungen konnte ich anhand von Kleinigkeiten erkennen. Die mit dem kleinen Riss war ein Porträt meines damals dreijährigen Cousins. Ich hatte es ihm gezeigt und er hatte es mir aus den Händen reißen wollen. Ein Bild war mit einer echten Feder verziert. Da hatte ich die Elster gemalt, die immer in unseren Garten kam. Einige Bilder hatte ich nur mit Bleistift gezeichnet und viele davon zeigten meine früheren Schulkameraden oder Lehrer. Wenn ich mit den Händen sachte darüber fuhr, konnte ich die Bleistiftstriche spüren, allerdings hatte ich bei den allermeisten keine Ahnung, wen sie darstellten.

Ein paar wenige Blätter fühlten sich an, als wären sie blank. Vielleicht waren sie Vorrat gewesen, vielleicht war etwas darauf, das ich nicht erspüren konnte. Ich suchte in der obersten Schublade nach Schreibzeug und fand einen Bleistift. Es war ein gutes Gefühl, mit einem Stift in der Hand vor einem Blatt Papier zu sitzen. Zu gerne hätte ich wieder einmal etwas gezeichnet. Ich wusste auch ganz genau, was. Der Junge, den ich heute Nachmittag am Bahnhof getroffen hatte, ging mir nicht mehr aus dem Kopf. Ich malte den Umriss eines Kopfes auf das Blatt vor mir. Meine Hand zeichnete wie in alter Gewohnheit: Augen, Nase, Mund, die Haare. Ich stellte mir vor, dass er kurze dunkle Haare und braune Augen hatte, das passte zu seiner brummigen Stimmung.

«Hübsches Mädchen» hatte er mich genannt. Ich legte den Bleistift zur Seite und fuhr mit der Hand über mein Gesicht. Ob er das ernst gemeint hatte? Vor über einem Jahr hatte ich mich das letzte Mal in einem Spiegel betrachtet. Ich hatte mein Aussehen nie wirklich gemocht. Viel zu viele Sommersprossen verzierten mein Gesicht.

«Hast wohl zu viel mit deinen Farben rumgekleckert», hatten manche gealbert, wenn sie mich ärgern wollten. Als ich jetzt mit den Fingern über Wangen, Nase und Stirn fuhr, konnte ich diese kleinen braunen Flecken natürlich nicht fühlen. Vielleicht waren sie weg. Ich gähnte ausgiebig und entschied, dass es nun wirklich Zeit war, zu schlafen.

Am nächsten Morgen verschief ich total. Irgendwann weckte mich lautes Klopfen an meiner Zimmertür. Die Tür ging auf und Mama fragte: «Schläfst du tatsächlich immer noch?»

Leicht genervt knurrte ich: «Na, jetzt garantiert nicht mehr.»

«Oh, Entschuldigung», meinte Mama. Dann entdeckte sie anscheinend meine Skizzenmappe. Ich hörte, wie sie die Papiere bewegte und wünschte, ich hätte das alles gestern wieder weggeräumt.

«Hast du gezeichnet?», wollte sie wissen.

«Ja», antwortete ich, setzte mich auf und griff nach meinen Klamotten. «Das ist der Junge, der gestern am Bahnhof neben mir saß», fügte ich erklärend hinzu.

«M-hm», machte Mama in einem ziemlich eigenartigen Tonfall.

«Was soll <m-hm> bedeuten? Sah er ganz anders aus?»

Meine Mutter setzte sich neben mich auf die Bettkante und legte einen Arm um meine Schulter. Sie seufzte tief.

«Weißt du, Sophie, zu malen, ohne etwas zu sehen, ist natürlich schwierig. Dein Bild ist ...» Sie stockte und ich spürte, dass sie nach Worten suchte. Dann lachte sie leise und meinte: «Na, ich würde sagen, es ist moderne Kunst.»

Wortlos schlüpfte ich in Hose und Pullover. Moderne

Kunst. Pahh! Früher war ich stolz darauf gewesen, Gesichtsausdruck und Körperbewegungen treffend festhalten zu können. Und nun war alles, was ich produzierte, ein Gekrakel. Ich bündelte die Blätter auf meinem Schreibtisch, stopfte alles in meine Skizzenmappe und verstaute sie wieder in der untersten Schublade.

Mama hatte sich ebenfalls erhoben. In einem tröstenden Tonfall sagte sie: «Vielleicht entdeckst du in diesen Ferien ja ein neues Hobby. Um schön singen zu können, muss man nicht unbedingt sehen.»

Diesmal war ich es, die «M-hm» machte. Um schön singen zu können, war es jedoch von Vorteil, wenn man ein gutes Gefühl für Musik hatte. Dass mir das fehlte, hatte mir vor Jahren meine Flötenlehrerin oft genug gesagt. Als Mama die Tür hinter sich geschlossen hatte, kramte ich die Skizzenmappe wieder aus der Schublade und verstaute sie ganz unten in meinem Koffer. Auch wenn ich nicht mehr zeichnen konnte, so gab es mir wenigstens ein gutes Gefühl, die Mappe dabei zu haben.

Aller ungueten Dinge sind drei

Ein paar Stunden später saß ich in einem großen Saal an einem langen Tisch. Links von mir war Lynn, eine Mitarbeiterin, die mich bei meiner Ankunft gleich unter ihre Fittiche genommen hatte. Rechts von mir – und das war nun wirklich absolut verrückt – hatte sich der Junge vom Bahnhof niedergelassen.

«Die Hollywood-Diva vom Bahnhof!», hatte er überrascht ausgerufen und dann gefragt, ob der Platz neben mir noch frei sei. Als ich diese Stimme hörte, war ich vor Schreck fast vom Stuhl gekippt. Ja, er hatte gestern erwähnt, dass er die Ferien in einem Musikcamp verbringen würde, aber nie und nimmer hätte ich gedacht, dass wir am selben Ort landen würden. Auf die Schnelle konnte ich mich nicht entscheiden, ob das nun eine gute oder eine schlechte Überraschung war.

«Na, wie sieht's aus? Ist hier jetzt noch frei? Oder will eine Königin wie du lieber allein sitzen?» Du meine Güte, dieser Junge machte ja genauso frech weiter, wie er gestern begonnen hatte!

«Setz dich ruhig», gab ich zurück und in einem Tonfall, der nicht weniger frech war als seiner vorhin, fügte ich hinzu: «Wärst wohl gerne der König, was?!»

Es klackerte, als der Junge sich hinsetzte, dann lehnte er sich zu mir hinüber und zischte in mein Ohr: «Bestimmt nicht mit dir als Königin!»